

Das Postfräulein.

Hochlandroman von Arthur Schleiner.

(Fortsetzung.)

Vor Freude fällt das Mütterchen der Burgl um den Hals; Lina aber bringt rasch die so mühsam erzielte Adresse zu Papier und beschließt, das Solbaten-Porto aus eigenen Mitteln zu bestreiten, ein Entschluß, der ja nötig war, denn eifrig plaudernd haben Mutterl und Drentl die Postkarte ohne weiteren Rücksicht verlassen.

Um die Mittagstunde wollte Lina das Amt schließen, als wieder eine Bäuerin vorstach und um eine Gefälligkeit bat. Mit dem Bergvolk muß man Nachsicht haben, dachte sich wiederum das Postfräulein und fragte nach dem Begehrt.

„Was ist was aufgeben oder begeben?“ „Na, fell eigentlich nicht. Bloß bitten möcht' ich dich um was.“

„Nun so rede, mach's aber kurz; weicht, Bäuerin, es ist's Heuszeit.“

„Soll mir gleich haben, Postfräulein! Weicht, es ist's so eine Sach', wenn ein Doktor ledig ist und noch so viel jung.“

Jetzt hörte Lina auf; durch solche Bemerkung wurde ihr Doktor Oberhammer, der junge Arzt, wieder in's Gedächtnis gerufen, den sie ganz vergessen hatte. Lina ermunterte die Bäuerin zum Weiterreden.

„Na ja, jung ist er noch, ganz frisch jung, Weib hat er auch keines; es ist's eine heilige Sach', und man darf so einem Grasbupper nicht zu viel trauen. Er soll ja ein Ausgeprägter sein, der nicht bei der „geistigen Studi“ geblieben ist.“

„Wirst du bei ihm, Bäuerin?“

„Ja, fell wohl. Aber ich trau' ihm nicht recht. Er hat mir da auf einem Zettel was aufgeschrieben. Soll ich mir machen lassen in der Apotheken in Schwaz, Weicht, Postfräulein, der Weg ist weit nach Schwaz, und ich möcht' dich wissen, was der junge Doktor aufgeschrieben hat, und ob's der Müü' werth ist, daß ich bis Schwaz lauf' in die Apotheken.“

Lina lachte: „Aber, Bäuerin! Ich bin doch kein Arzt.“

„Soll weicht ich auch; aber du hast doch gut lesen gelernt. Also les' mir vor, was der Doktor aufgeschrieben hat.“

„Soll ich nicht nötig. Geh du nur nach Schwaz und laß das Rezept machen. Einem Arzt muß man Vertrauen entgegenbringen, und die Post ist nicht dazu da, ärztliche Rezepte zu kontrollieren; ganz abgesehen davon, daß ich davon so viel verstehe, wie du selber.“

Ob solcher Auskunft etwas verärgert, trippelte auch diese Bäuerin aus der Kanzlei.

Der Vortag vor dem Weihnachtsfeste sollte dem Postfräulein noch einmal in Erinnerung gebracht werden. Nam da am Radmittag ein alter, dürftig gealterter Knecht, dem man die Müdigkeit vom beschwerlichen Marsch sofort anmerken konnte, mit einem Säcken in die Kanzlei und bat mit zitternder Stimme, es möchte das Postamt so gut sein, das Säcken kostenlos befördern, weil... Die Stimme erklang dem Ältesten, und bittere Zähnen rannen über die runzligen, eingetrockneten Wangen.

Mitleidig betrachtete Lina die vor ihr stehende, zitternde, abgekürzte Gestalt des Knechts, und als der arme Mann sie anblickte, so wehmütig blickte, da fühlte das Postfräulein den Weihnachtsbaum der Armut, auch Lina gedrückte eine Thräne im Auge und sagte: „Ich will Euren Wunsch erfüllen und das Säcken kostenlos fort-schicken.“

„D, vergelt' Euch der Herrgott für tausendmal die Gutmütigkeit! Ich bin ja so arm, und meinem Sohn kann ich nichts anderes schicken, als etwas Tabak und die Zigarrenstummel, die ich in den Wirtschaftshäusern vom Boden aufgeklaubt habe. Gern hätt' ich felle selber aufgebraucht, aber ich hab's aufgebraucht für den armen Bub'n...“

„Ach, du guter Gott!“ flüsterte Lina. „Bergelt's Gott viel tausendmal!“ stammelte der gedrückene Alte. Lina fragte dann, Papier und Bleistift zur Hand nehmend, nach der Adresse.

Zögernd, sich, ängstlich stotterte der arme Mensch: „Mein Sohn heißt Georg Zantringer und ist in — Eub'n.“

Der Alte ließ den Kopf sinken, er zitterte am ganzen Körper. Lina ahnte, was dem alten Vater in diesem Augenblick das Herz bewegen mochte. Doch mußte die Post ja volle Gewissheit und genaue Adresse haben. Lina möchte dem gequälten Vaterherzen die Pein der weiteren Fragen ersparen, doch ist diese unerlässlich, sofern nicht Gasse und Hausnummer angegeben wird. Weicht und schonend fragt das Postfräulein: „Wie lautet die nähere Adresse?“

Da schlägt der Alte die mageren Hände vor das Gesicht und weint bitterlich vor sich hin.

„Also Straßhaus!“ flüstert Lina, und entnimmt, einer Gefühlsregung nachgebend, ein Selbststück ihrer Privatasse, so mager diese auch bestellt ist. „Hier, Vaterle, laßt Euch was zu Weihnacht'n! Viel ist's nicht, ein Postfräulein ist selber arm! Gott segne es Euch! Und das Sackl wird schon befördert!“

Der Alte dankt unter Thränen, er will Lina die Hände küssen in aufauflühender Dankbarkeit.

„Es ist's schon gut! Der Herrgott wird alles gut machen! Geht mit Gott! Und gute Feiertage!“

Weinend entfernt sich der arme Knecht mit einer winzigen Weihnacht'sfreude im sorgenerfüllten Herzen. Lina macht die Sendung für den Sträfling postfertig. Kommt die Gabe eines armen, gequälten Vaters auch zu spät ins Zuchthaus, ist es fraglich, ob die Direktion sie überhaupt dem Adressaten ausständigend wird; die Kunde, daß der Vater des Sträflings wenigstens liebevoll gedacht, wird den Gefangenen doch sicherlich erfreuen.

Still wird es dann in der Postkanzlei, und bald umfängt die Dämmerung das tiefverschneite Dorf. Weihnacht'n beginnt. Wird diese beseligende Zeit auch dem einsamen Postfräulein eine Gabe bringen? Lina wüßte nicht, von wem. Sie ist Witwe, steht allein in der Welt, verlassen, auf den targa'n Verdienst angewiesen.

So dunkel ist es in der Kanzlei, Lina will noch nicht Licht machen; sie träumt mit offenen Augen vor sich hin. Da knirschen Schritte draußen im festgestrotenen Schnee, ein Stampfen, dann taftet Jemand im dunklen Flur.

Lina muß nun doch die Lampe anstecken, es kommt wohl noch Jemand zur Post.

So dunkel ist es in der Kanzlei, Lina will noch nicht Licht machen; sie träumt mit offenen Augen vor sich hin. Da knirschen Schritte draußen im festgestrotenen Schnee, ein Stampfen, dann taftet Jemand im dunklen Flur.

Lina muß nun doch die Lampe anstecken, es kommt wohl noch Jemand zur Post.

Gleich darauf klopf es an der Kanzleithür.

Die brennende Lampe auf den Amtstisch stellend, ruft Lina: „Herein!“

Der Diener vom Schloß tritt ein und wünscht einen „guten Abend.“ Ein Paketchen überreichend, sagt er: „Eine Empfehlung von der Baroness, sie läßt Ihnen gute Feiertage wünschen.“

„Ehe Lina sich von der Liebererfischung erholt, ist der Diener schon wieder hinaus.“

„Wie lieb von der Baroness!“ flüsterte Lina. Kaum einige Male hat sie Gelegenheit gehabt, mit dem Schloßfräulein zu verkehren, und dennoch denkt die Baroness ihrer am heiligen Abend.

Das Postfräulein hatte am Schluß der heutigen Amtsstunden die Freundin in einsamen Stunden, ihre Zither hervorgeholt und ließ das weihenöliche Lied in jenen Tönen durch die Seiten klingeln: „Stille Nacht, heilige Nacht!“

Da klopfte es nochmal an die Kanzleithür, und der Bäderbus brachte ein Paketchen für „die Postfräulein.“

„Für mich? Von wem?“ fragt überrascht Lina.

„Soll darf ich nicht sagen!“ lacht der Bub und hüpf vergnügt zur Stube hinaus.

Neugierig öffnet Lina das Paketchen und vor ihr liegt ein Stück Zelt (Gebäck von getrockneten Birnen, tirolisch Zelt, auch Klebenbrot genannt), auf dem ein Zettel aufgelegt ist mit den Zeilen: „Weihnachtsgruß, nicht viel, aber gut gemeint von einem, der mit dem Postfräulein eingezogen ist in Seedorf.“

„Ach, der Doktor! Wie nett und lieb! Also gibt es selbst hieroben in der Berg-einsamkeit noch Menschen, die liebevoll meiner denken am heiligen Abend!“ flüstert Lina und überläßt sich der stillen Weihnacht'sfreude.

Zwölfte's Kapitel.

Doktor Oberhammer mußte am Weihnacht'sfeste früher als vermuthet mit dem Fiebern und sich heilen mit der runzligen, eingetrockneten Wangen.

Mitleidig betrachtete Lina die vor ihr stehende, zitternde, abgekürzte Gestalt des Knechts, und als der arme Mann sie anblickte, so wehmütig blickte, da fühlte das Postfräulein den Weihnachtsbaum der Armut, auch Lina gedrückte eine Thräne im Auge und sagte: „Ich will Euren Wunsch erfüllen und das Säcken kostenlos fort-schicken.“

„D, vergelt' Euch der Herrgott für tausendmal die Gutmütigkeit! Ich bin ja so arm, und meinem Sohn kann ich nichts anderes schicken, als etwas Tabak und die Zigarrenstummel, die ich in den Wirtschaftshäusern vom Boden aufgeklaubt habe. Gern hätt' ich felle selber aufgebraucht, aber ich hab's aufgebraucht für den armen Bub'n...“

„Ach, du guter Gott!“ flüsterte Lina. „Bergelt's Gott viel tausendmal!“ stammelte der gedrückene Alte. Lina fragte dann, Papier und Bleistift zur Hand nehmend, nach der Adresse.

Zögernd, sich, ängstlich stotterte der arme Mensch: „Mein Sohn heißt Georg Zantringer und ist in — Eub'n.“

Der Alte ließ den Kopf sinken, er zitterte am ganzen Körper. Lina ahnte, was dem alten Vater in diesem Augenblick das Herz bewegen mochte. Doch mußte die Post ja volle Gewissheit und genaue Adresse haben. Lina möchte dem gequälten Vaterherzen die Pein der weiteren Fragen ersparen, doch ist diese unerlässlich, sofern nicht Gasse und Hausnummer angegeben wird. Weicht und schonend fragt das Postfräulein: „Wie lautet die nähere Adresse?“

Da schlägt der Alte die mageren Hände vor das Gesicht und weint bitterlich vor sich hin.

„Also Straßhaus!“ flüstert Lina, und entnimmt, einer Gefühlsregung nachgebend, ein Selbststück ihrer Privatasse, so mager diese auch bestellt ist. „Hier, Vaterle, laßt Euch was zu Weihnacht'n! Viel ist's nicht, ein Postfräulein ist selber arm! Gott segne es Euch! Und das Sackl wird schon befördert!“

Der Alte dankt unter Thränen, er will Lina die Hände küssen in aufauflühender Dankbarkeit.

„So, des-behnen!“

„Ja, weicht, Herr Doktor, es ist's halt auch von wegen der Reputation! Die Verwandtschaft könnte es übernehmen, wenn wir den Doktor nicht geholt hätten. Die Leut' thäten gleich schimpfen und uns 'Korwoiß' machen.“

„So, los! meinte Kasl. „Alles wegen der Leute. Um die Kranke habt Ihr Euch wohl weniger gekümmert?“

„Es wird wohl schön genug sein, daß ich am heiligen Abend nach Seedorf gefahren bin und 's Birnzeltenschneiden im Stuch' g'lassen hab'! War mir z'wider genug das Lieberachten aber anders ist's halt nicht gegangen. Na, wir sind bald oben!“

„Pöhllich rief der Anecht an den Bügeln und brachte das Gesicht zum Stehen. „Anechte! Ich hab' ich d' Hauptfach' richtig vergessen!“

„Da könnt' ich mir recht schon selber eine einbauen!“

„Was hast denn vergessen?“

„Weim 'Wad' hätt' ich die Todten-weden anriemen sollen!“

„Aber die Bäuerin lebt ja noch. Da ist's das Bedenkstellen für's Todten-mahl recht verfrüht!“

„Ob die Bäuerin noch lebt, ist's nicht sicher! Ich glaub''s nicht! Drum ist's es doppelt z'wider, daß ich 's Anriemen vergessen hab'!“

„Na, das kannst ja nachholen! Du schaffst mich ja recht wieder zurück!“

„Ich? Ent zurückfahren, 'halb die Bäuerin ausgelöscht ist?! Des seid's aber g'spähig! Da muß ich lachen!“

Vergerlich verwies Kasl dem Anecht solches Gelächter: „Du weist doch nicht glauben, daß ich den weisen Weg durch den Schnee zu Fuß laufe?“

„Wenn die Bäuerin ausgelöscht ist, wird's wohl nicht anders sein, rait ich! Süh!“

Doktor Oberhammer biß sich zornig auf die Lippen; die Aussicht auf die beschwerliche Fußwanderung war nicht gerade verlockend. Und nun wünschte er selber sehnlichst, es möge die Bäuerin so lange am Leben bleiben, bis er im Schiltner wieder dahin sei.

Endlich fuhr man am Grenzhofer Dorf. In der Efstube waren die Dienstboten und Verwandten aus der Umgebung, soweit der mannhafte liegende Schnee ein Herbeikommen gestattete, versammelt; die Leute beteten die Sterbegebete und tranken dazwischen fleißig Wacholderschnaps. Die Verwandten besprachen wohl auch schon die Verteilung des Barnacklaffes und der Möbel.

Um die Sterbende kümmerte sich Niemand. Als Kasl nach der Bäuerin fragte, gab man ihm zunächst gar keine Auskunft, und erst als Doktor Oberhammer grob wurde, bequimte sich eine Dien, ihn bis zur Thür der Krankstube zu geleiten, doch lehrte das Mädchen sofort wieder um.

Verlassen lag die Kranke in der von muffiger, feuchter Luft erfüllten, düsteren Stube, das bleiche Gesicht der Mauer zugewandt, den Tod als Erlösung betrachtend. Als die Thür sich öffnete, drehte sich die Bäuerin etwas um und blickte mißtrauisch dem Eintretenden entgegen. Mit verhöflicher Stimme stöhnte das Weib: „Ich hab's nicht haben wollen! Macht die Raftung nicht zu hoch. Wir sind arme Leut' im Paf heroben.“

Kasl rief vor allem ein Fenster auf und ließ die frische Bergluft herein.

„Nees!“ hauchte die Bäuerin mit schredender, zitternder Stimme, und versuchte mit zitternder Hand das schwere Hühnerfederbett zum Halbe heraus zu ziehen, aus Angst, von der frischen Luft berührt zu werden.

„Keine Furcht, Bäuerin! Die Hauptsache ist's zuerst frische Luft! Und den Senfemann jagen wir zum Fenster hinaus!“

In maßlosem Staunen richtete die Kranke ihre Augen auf den so resolut auftretenden jungen Arzt, der dann der hilflos liegenden Bäuerin die Rippen zurecht legte, sich über den Befund orientierte und aus den mitgebrachten Säften ein erquickendes Tränkelein bereitete, das die Kranke erst zögernd, dann aber gerne einnahm. Bald fühlte sich die Vernachlässigte wohler, das Fieber ließ nach.

Mit freudiger Genugthuung beobachtete dies Doktor Oberhammer, und gleichsam zur Verhöhnung der Kranken sagte er: „Ich mein', auf etliche Zeit verpanden wir's wieder! Ich hab' jetzt gute Hoffnung!“

„Na, na! Soll wird nicht sein! Thät' ja bloß die Kosten steigern!“ lispelte die Kranke.

Das Fenster schließend, erwiderte Jungdoktor: „Red' jezt weiter nicht so dumme daber, Bäuerin! Will's Gott, bringe ich dich durch! Morgen soll mich dein Anecht wieder abholen; ich bring' die dann schon ein Kranll mit, das dir gut thut. Mit deinen Leuten red' ich schon. Mußt bessere Pflög' haben! Behüt' dich Gott, Bäuerin!“

Die Kranke starre den Arzt an und jammerte dann: „Nix, nix! Zicht nimmer der Müü' werth! Laßt mich nur in Ruh' sterben! Jeder Tag thut die Kosten steigern, und die Eh' thut (das Gefinde) faulengen derweil!“

Kasl kennt die Eigenheiten seiner Landsleute und kümmert sich nicht weiter um das Gejammer der Kranken. Er tritt in die Efstube, in welcher es bereits stark nach Schnaps duftet. Um den Tisch und am Ofen hockt die Schar Trauenerben mit bereits knallroten Gesichtern; der starke Kranewitter hat seine Wirkung schon getan. Die Junge ist bereits zu schwer zum Beten. Mit gebotener Derbheit und Energie verläu-

dete Doktor Oberhammer, daß die Verwandten nur hergehen sollten; mit dem Absterben der Bäuerin wäre es für die nächsten Wochen nichts.

Wenn ein Leiterwagen voll Giftmaiten mitten unter die Leute gefahren wäre, die Wirkung hätte keine größere sein können. Ein Wehklagen und Schimpfen begann, obentäuben flucheten die „trauernden“ Verwandten über den Arzt und sein Eingreifen, das die Vererbung verzögert und die Kosten vermehrt. Ein Wasi aus der Verwandtschaft trüffelte led den Doktor, dem auch was Geschmeißes hätte einfallen können. Die Bäuerin hätte sich auf's Sterben eingerichtet, und alle Müü' und die Sterbegebete seien jezt umsonst.

Doktor Oberhammer gestattete sich, der reden Person zu sagen, daß sie gefälligst ihr Maul halten möge. Solche Grobheit that augenblicklich die beachtliche segensreiche Wirkung, denn es ward still in der Stube. Niemand wagte mehr zu muskeln.

Achl rief nun die Oberbirn' zu sich und instruirte sie bezüglich der Pflege. Die Kranke mußte bei Tag und Nacht eine Wärterin haben, und derlei Anordnungen mehr. „Ich komme jeden Tag; gnad' dir Gott, wenn ich eine Vernachlässigung finde! Du hast die Bäuerin so schon auf dem Gewissen. Passirt das geringste, so zeige ich dich bei Gericht an wegen fahrlässiger Tödtung! Verstanden? So, und jezt sag' dem Anecht, er soll einspannen. Wann er mich wieder herauffahren muß, sag' ich ihm schon selber. Schid die besoffene Gesellschaft weg und kümmer' dich um die Kranke. Lustig, lustig!“

So flint war die Oberbirn' in ihrem bisherigen Leben wohl nicht gewesen. Die Drohung mit gerichtlicher Anzeige wirkte Wunder.

Der Anecht Zasl wagte nicht ein Wort der Widerrede, wiewohl ihm durch die „Doktorfuch“ die Weihnacht'sfeier-tage gründlich verdorben wurden. Hurtig spannte er ein und fuhr den Arzt wieder den Paf hinab und hinaus dem verschneiten See entlang nach Seedorf. Der Respekt vor dem Arzt war jezt so groß, daß Zasl trotz aller Kaufleidenschaft während der Fahrt es nicht wagte, seine Pfeife mit dem entzündlichen Schnitttabak in Brand zu setzen. Zasl fragte erst bei der Ankunft vor dem Bäderhause in Seedorf, wann er den Herrn Doktor wieder abholen müsse.

„Morgen früh acht Uhr.“

„Aft (hernach, also) muß ich in Seedorf wieder übernachten?“

„Ja.“

Zasl ließ wohl den Kopf etwas hängen, sagte aber nichts, in Erinnerung an die Warnung der Oberbirn, die ihm zugeraunt hatte, daß der Doktor jeden ins Kriminal bringe wegen der „jahrlässig getödteten“ Bäuerin. So fuhr denn der Anecht zum Untermieth und stellte dort die Pferde ein. Sich selbst verplanzte Zasl zum Ofen in der Zechstube, wo er bis zur Schlafenszeit verblieb und dann im Stall übernachtete.

Zur neuen Fahrt hat Doktor Oberhammer alles Nöthige mitgenommen, und prompt war Zasl mit dem Fuhrwerk zur achtten Stunde vor der Doktorwohnung.

Diesmal wandte sich die Bäuerin persönlich an den Anecht wegen der „Todtenweden“, doch Zasl fertigte die Meisterin unwirsch mit der Bemerkung ab: „Ach, was, Todtenweden! Der Doktor laßt die Bäuerin ja nicht sterben, wie sie will!“

„So, der Doktor!“ erwiderte spitzfindig die Bäuerin, und entfernte sich zackelühend.

Nach üblicher Fahrt traf der Arzt auf dem Grenzhofer ein, wo die Oberbirn schon seiner harte und unterthänigst versicherte, daß alles aufgeben worden sei für die Bäuerin.

„Na, wir werden ja sehen!“ meinte Doktor Oberhammer.

„Ganz gewiß, Herr Doktor! Sogar Specknadeln haben wir aufgetoacht, aber die Bäuerin will sie nicht!“

„Da ist's schon die Bäuerin geschelter wie du, so Mondstalt!“

Glücklicherweise hatte die Oberbirn keine blasse Ahnung, was ein Mondstalt ist und fühlte sich auch durch diese Titelung nicht sonderlich beleidigt. Immer noch stolgerfüßt, alles aber auch alles aufgeben zu haben, führte sie den Arzt in die ausgeräumte, gestülpte und geheizte Krankstube. Auf den ersten Blick sah Doktor Oberhammer, daß die Bäuerin auffallend sauber gewaschen, mit frischer Leibwäsche angehan war und sogar ein seidenes Tuch um den Hals trug.

„Ja, Bäuerin bist gar wohl eitel worden auf die alten Tage?“ rief erstaunt Kasl aus.

Statt der Kranken nahm die Oberbirn das Wort und erklärte treuzergig: „Soll ich's nicht, Herr Doktor! Aber sie redet alleweil vom Sterben. Und weil ein Todter so viel lech (übel) anziehen ist, hab' ich ihr bei Lebzeiten 's Sterbgwand angezogen.“

Kasl hüffelte. Die Bäuerin aber meinte, man möge sie endlich auslöschen lassen, sonst glaubten die Verwandten, sie wolle ihnen nichts hinterlassen, und da auch die Doktorrechnung zu hoch werden möchte, sollte der Doktor lieber gleich wegbleiben.

Kasl schauzte jezt die Patientin an: „Du weicht ja noch gar nicht, ob ich was verlang! Geholt bin ich worden, und ich muß jezt meine Pflicht erfüllen, ob es dir recht ist oder nicht!“

Da lispelte ganz selig die Kranke: „Ja, wenn es nig kostet, dann lamm nur, so oft als du magst, Herr Doktor!“

Es gelang Doktor Oberhammer

wirklich, die Patientin wieder auf die Beine zu bringen. Auf Honorar beachtliche Kasl zu verzichten. Zu seinem Erstaunen aber erhielt er zu Oftern einen geräucherten Schinken als Belohnung für die Gutmütigkeit, nebst der Versicherung, daß die Bäuerin das Leben doch wieder freue.

Die Rettung der Grenzhofer Bäuerin sprach sich im Bezirk gehörig herum, und Kasl's Name wird in allen bedenlichen Fällen begehrt. Just zu Oftern aber überraschte ihn der Bädermeister und Hauswirth mit der Wohnungskündigung. Auf die Frage des erstaunten Arztes wurde die Maßregel damit motiviert, daß der Bäder keinen Doktor beherbergen könne, welcher dem Geschäft schade. Den Entgang der Todtenweden konnte also das Bädermeisterpaar nicht verwinden. Die Sache war insofern fatal, als Doktor Oberhammer bei der Wohnungsnoth in Seedorf kein anderes passendes Quartier finden konnte; Kasl opferte daher den stattlichen Schinken und erzielte damit die Hinausschiebung der Kündigung. Zugleich beschloß der Arzt, sich für künftige Fälle des Bäderns und der Todtenweden zu erinnern.

Dreizehntes Kapitel.

Von der Bezirkshauptmannschaft war an das Kommando der Gendarmerie ein bißes Dienstschreiben gekommen, das Wimaltil ahnungslos öffnete und welchem er zu seinem Schrecken das dem Pfarrer abgenommene Geste entnehmen mußte. Die schlimmsten Befürchtungen waren zur That geworden, das Dienstschreiben enthielt eine Nase, so groß wie der Seeburg, die größte dienstliche Nase, die nach Wimaltil's Meinung je in Tirol ertheilt worden, seit die gestürzte Grafschaft dem Kaiserreich Oesterreich einverleibt wurde. Erblich bis in die biden Lippen, las der Postenführer, daß fragliche Brettschreiber sein Gaunerzinken, sondern ein Pestsiegen sei, ein Gebet zur Abwendung der Pestgefahr im siebzehnten Jahrhundert.

Die Frühe verlagten den Dienst, das Dentvermögen blieb aus, der im Innersten schwer getroffene Gendarm mußte sich hegen. Er söhnte herzerbrechend. Ein Pestsiegen! Und er Unglücksmensch hat gemeint, es handle sich um ein Verbrecheraviso! Welch ein fürchterlicher Zerrhum! Und was noch bitterer ist: das Heft muß dem Pfarrer unter Vorbringung einer entsprechenden sehr hübschen Entschuldigun persönlich zurückerstattet werden. Jezt, in solcher Verfassung, diesen Kanonengang zu thun, ist Wimaltil außer Stande; die neue „Nase“ hat ihn in den ärztlichen Staub geworfen, Wimaltil fühlte sich gebrochen, vernichtet. Er wagte es gar nicht, das entsetzliche Dienstschreiben völlig zu Ende zu lesen, in der Befürchtung, daß auf der zweiten Seite des Erlasses womöglich noch eine zweite „Nase“ steck. Es ist an der einen Küsgeschmack hat, wenn auch nicht direkt gefeiert genug, die einen zoologischen Besatz ist, welcher Thiergattung der Postenführer von Seedorf emlich beizuzählen sei. Wenn nur nicht die Entlassung nachfolgt, der blaue Vogen! Eigentlich gebühre solch unerhörte Dummheit die strafweise sofortige Entlassung. Wimaltil fühlte das selbst. Erfolg sie nicht, ist es eine Gnade des Himmels. Verloren ist das Avancement; Wachtmeister wird er nimmer, das ist ganz unmöglich, oder es geschieht ein Wunder. Was alles hat sich der Postenführer seit der Entbedung der Bettlerzinken, ein solches Gebäude hat er in Gedanken errichtet auf dem Streben, durch Lösung von Gaunerzinkeln schwere Verbrecher zu fassen, und nun ist das Gebäude wie ein Kartenhaus eingestfallen. Ein Pestsiegen! Die Pest über die Pest!

Wimaltil vermag nicht einmal auf böhmisch zu fluchen. Die Lippen zuden wohl, aber es kommt kein qualmbernder Fluß über sie. Die Erkenntniß, sich über alle erlaubten Grenzen blamirt zu haben, wirkt lähmend, vernichtend. Wenn diese Dummheit bekannt wird, dann lachen nicht bloß die Bauern, sondern auch die Kühe müssen ihn auslachen.

Wie man aber verhindern könnte, daß die böse Geschichte bekannt wird? Wenn der Herr Pfarrer schweigt, erfahren die Bauern nichts. Das Dienstschreiben kann man verbrennen. Aber zuerst zum Pfarrer; das Aergste muß überhand sein, sonst findet Wimaltil für die Nacht keine Ruhe.

Also Uniform angelegt, den Säbel umgehängt, das verdammte Pestsiegenheft eingesteckt, und Marsch, Marsch!

Die „Nase“ im Dienstschreiben ließ der nachthame Postenheft offen auf dem Amtstisch liegen.

Kein strammes Gehen, ein Schleichen ist's zu nennen; Wimaltil kriecht auf seinen dienstlichen Spazierhölzern zum Pfarrer, und an der Glode zieht er so demüthig sanft, als sei es die Armen-sünberglode, die ihm auf dem Gang zum Schafot läuten solle.

„Na, schon wieder der Gendarm!“

Von Dienstgefühl keine Spur! Wimaltil hampelt die Frage, ob Hochwürden zu Hause sind, in Zerrnirschung.

Und der joviale Pfarrer trat eben aus dem EHzimmer, wo er etwas Besperle zu sich genommen. Ein leises Lächeln huschte über des Priesters Gesicht, als er des Postenführers ansichtig wurde und dessen Verlegenheit wahrnahm.

„Ach, der Herr Postenführer! Sehr schön von Ihnen! Sie bringen mir wohl das Heft mit dem Pestsiegen zurück, was?“

Wimaltil erbeute, und erschrocken florterte er: „Pame, Pfarrer wissen?“

Jetzt lachte der Pfarrer recht auf: „Natürlich habe ich das gewünscht! Sie werden mir doch glauben, daß ein Geistlicher Lateinisch kann und den Pestsiegen zu überlesen versteht!“

„Warum haben S' denn nicht gleich gesagt, daß ise das gewesen Pestsiegen?“

„Sie haben mich ja darum gar nicht gefragt! Sie haben mir die Abschrift dienstlich, fogar „sehr dienstlich“ abverlangt, und ich habe Ihnen das Heft eingehändigelt. Was haben Sie denn geglaubt, daß das Schriftstück enthielte?“

„O, Herr Pfarrer! Bin ich gewesen fürchterlich dumm! Hab' ich gemeint, ite das Brettl Gaunerzeichen, was machen Lumpen an Häuser!“

„Ach, du lieber Himmel!“ ruf' der Pfarrer und hält sich die Seiten vor Lachen.

„Ja, lachen S' nur! Bin ich gewesen Schaf, ganz dumm! Muß ich bitten, sehr schön bitten, wollen S', Herr Pfarrer, sein so gut und verzeihen dumme Gesichte!“

„Sie haben wohl...?“ sagte der Pfarrer und deutete mit dem Zeigefinger auf die Nase.

Wimaltil plagte heraus: „Nadohl, fürchterliche Bitt' ich schönstens, Hochwürden, wollen S' sein so gut und nichts verrathen, sonst iße als Respekt!“

In diesem Augenblick verschwand die Haushälterin.

Der Pfarrer versicherte, daß er für seine Person ja gerne die heillose Geschichte todtzuschweigen werde. Aber oft haben Würde Oftern, und falls die Köchin davon gehört, könne er keine Garantie für Geheimhaltung übernehmen.

Wie vernichtet schlich Wimaltil aus dem Pfarrhof.

In's Dienstlokal war unterdessen Lamp von einer Streifung heimgekehrt, und getoacht, den Einlauf sofort zu besichtigen, fand er auf dem Tisch des Vorgesetzten das neue Dienstschreiben der Bezirkshauptmannschaft vor. Da es offen lag, konnte er annehmen, der Chef wünsche, daß er hiervon Kenntniß nehme. Lamp las und machte einen Lustsprung, dem ein wahrhaftiger Zudianerzang folgte, ähnlich jenem, wenn die Ciour einen Weisigen skalpirt haben. Wimaltil kam eben heim, um seinen Untergebenen in tempo furioso tanzen zu sehen. Bei solchem Anblick erwaachte im Postenführer das Dienstschreiben, während Lamp wieder seine Gliedmaßen in normalen Ruhestand brachte. Auf die wüthend geschnaubte Frage, ob Lamp übergeschminkt sei, deutete dieser lebhaft auf die schriftliche „Generalnase“ und grinste vergnügt dazu.

Wimaltil schrieb vor Schreden: „Heiliger Nepomut!“, rief das Schriftstück an sich und verließ dann wie gebrochen die Stube.

Am Abend dieses Tages konnte man wahrnehmen, daß die Widumshäuserin persönlich beim Dorfvorstand Wasser holte, was sonst immer die pfarrherrliche Stallmagd thun mußte... In Erwägung, daß dieses Ereigniß jedenfalls eine besondere Bedeutung haben werde, fanden sich verschiedene Weiber gleichfalls am Brunnen ein, und ihre Erwartungen wurden nicht getäuscht, im Gegentheil, sie wurden überstochen durch die Mitteilung, daß der böhmische Postenführer sich unferlich blamirt und eine noch nicht dagewesene dienstliche Nase erhalten habe. Wer sich im Leben bisher noch nie um das Brettl und den Pestsiegen beim Karlsruh gekümmert, daselbe überhaupt noch nicht gesehen und beachtet hatte, lief nun hin- und zum Wirth und begudte sich die räthselhafte Inschrift. Aus dieser Wallfahrt und Menschenanammlung konnte Wimaltil unschwer errathen, daß sein Geheimniß Gemeingut der Bewohner von Seedorf geworden sein müße.

(Fortsetzung folgt.)

— Eine Wette und ihre Folgen. Henry Keller von Chicago hatte gewettet, daß General Cronje sich nicht ergeben würde und die Wette verloren. Die Folge war, daß er sich dazu bequemen mußte, in früher Morgenstunde an Post und Dearborn Straße, eine der frequentesten Gegenden der Stadt, ein Lied zu singen. Keller sang, wie er behauptet, mit Gefühl und Hingebung, während der Polizist O'Malley, der ihn einlachte und den Richter vorführte, behauptete, daß es ein Lied, „das Stein erreichen, Menschen rasend machen kann“, war. „Es waren“, so sagte der Blaudrod zugehend aus, „die fürchterlichsten Töne, die ich in meinem Leben gehört habe. Ich bin kein Sänger, Ew. Ehren, und nicht im Stande, die Melodien von „Dante dooble“ und „Home, sweet home“ zu unterscheiden, aber wenn ich im Wettgang mit diesem Manne hier nicht als Sieger hervorgehe, dann will ich auf der Stelle als Polizist resigniren.“ Keller nahm die Herausforderung an und legte sich in's Zeug, um das Gefangs-Turnier zu eröffnen, als sich Stadtmwalt Gillen in's Mittel legte und ihm mit \$100 Strafe drohte, wenn er einen Ton von sich gebe. Dann beantragte er die Freipredung des Angeklagten und Keller verließ zur allgemeinen Erleichterung aller Anwesenden den Gerichtssaal, ohne Gelegenheit gefunden zu haben, eine Probe seiner Kunst abzugeben.

Die tenebröse. Johann Christoph Joseph, der Senior der protestantischen Pfarrer, ist hier im Alter von 90 Jahren verstorben. Er hat bis zu seinem Tode seines Amtes gewaltet.